

ANDREAS ALTMANN

Im Land der Freien

*Mit dem Greyhound
durch Amerika*

»Einfühlsame Beobachtungen
und ein gewitzter Blick.« F.A.Z.



DUMONT

eBOOK

ANDREAS ALTMANN

Im Land der Freien

*Mit dem Greyhound
durch Amerika*

»Einfühlsame Beobachtungen
und ein gewitzter Blick.« F.A.Z.



DUMONT e
BOOK

Andreas Altmann

IM LAND DER FREIEN

Mit dem Greyhound durch Amerika

DUMONT

Von Andreas Altmann sind im DuMont Buchverlag außerdem erschienen:

Reise durch einen einsamen Kontinent

Im Land der Regenbogenschlange

Sucht nach Leben

Triffst du Buddha, töte ihn!

eBook 2011

DuMont Buchverlag, Köln

Alle Rechte vorbehalten

© 2010 DuMont Buchverlag, Köln

Erstmals erschienen 1999 im Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH

Umschlag: Zero, München

Umschlagabbildung: © Theo Allofs/Corbis

Karte von Alexander Urban, Potsdam

Satz: Greiner & Reichel, Köln

ISBN eBook: 978-3-8321-8590-9

www.dumont-buchverlag.de

*Für Jene, die so lange auf sich warten ließ
Für Otto, den Wiener Batzi und Hallodri*

Wir alle haben zwei Leben: Eines, das wir träumen.
Und ein anderes, das uns ins Grab bringt.

Fernando Pessoa

In wilden Schmerz verfallen bei dem Gedanken,
man könnte womöglich eines Tages auch Visitenkarten
oder Höflichkeitsbriefe versenden, heiraten, Kalender kaufen –
oder dieses oder jenes andere Leben annehmen.

Alain Fournier

Ich lache, um das Lebensgeschäft in meinem Körper
zu befördern. Und weil es mich heilsam schüttelt.

Immanuel Kant

ATLANTIK

Flug über Grönland. Ich sitze Gangseite. Als ich den Kopf nach rechts drehe, landet mein Gesicht im Hintern eines Dicken. Um einem zweiten Dicken auszuweichen, war der erste dicke Hintern – siehe enge Serpentinaen im Hochgebirge – ganz offensichtlich auf der Suche nach einer Ausweichstelle.

Das ist ein zauberhafter Anfang für eine Reise durch die Vereinigten Staaten von Amerika. Blitzartig und grinsend ziehe ich meine Nase zurück. Andere grinsen auch. Sofort wissen wir, wo wir in ein paar Stunden ankommen werden: in Amerika, dem Land, in dem laut Statistik über eine Milliarde Kilo Speckschwarten zuviel existieren. Ich stelle meine Augen auf Weitwinkel um. Nur so, will ich mir einbilden, darf man sich diesem Kontinent nähern. Längst habe ich begriffen, dass Dünne auf einer so riesigen Fläche nichts verloren haben. Hier tragen sie XXL, nur sie passen.

Mein Nasenstupsen in einen heftig gespannten Hosenboden macht mich wach. Sekunden später erinnere ich mich eines lautlosen, überwältigenden Vorfalls in der Zona Rosa, einem Stadtteil von Mexico City. Der Ort liegt dreitausend Meilen von unserem Zielflughafen JFK entfernt. Und dennoch, das dortige Erlebnis war der jetzigen Situation so ähnlich. Ich verließ eine Bank und trat hinaus auf die Calle Hamburgo. Wo normalerweise geräuschvoller Betrieb herrscht, war es seltsam still, ja heilig still. Männer und Frauen eilten aus ihren Läden und blieben mit offenem Mund davor stehen. Der Grund ihres maßlosen Erstaunens war unübersehbar: Eine junge, leicht bekleidete Frau mit knapp sitzenden Shorts, Fotoapparat und Beinen aus einer anderen Welt promenierte an ihnen vorbei. Ich mag mich verschätzen, aber allein ihr Unterleib brachte es auf hundertfünfzig Kilo. Ihr Fleisch schwabbelte, es war zu kraftlos, zu degeneriert, um noch irgendeine Konsistenz aufzuweisen. Speckringe kringelten sich in zweifacher Ausführung um ihre Fußgelenke. Unbekümmert unterhielt sie sich mit ihrem Begleiter. Sie sprach Englisch mit amerikanischem Akzent.

Nicht die drei Zentner nacktes Fett machten uns sprachlos. Es war die Nonchalance, die Mühelosigkeit, mit der dieser Mensch sein Schwergewicht vor aller Welt ausbreitete. Ich glaube, wir bewunderten beide: sie, die Frau,

und sie, die Amerikaner. Seliges Volk, einziges Volk wohl, das sich so aufzutreten traut. Was für betuliche Bedenkenträger wir übrigen Nicht-Amerikaner sind. Wer von uns würde wagen, zweihundert bare Pfund Oberschenkel in hautenge Hot Pants zu zwängen und damit beschwingt spazieren zu gehen? Derlei auseinanderquellende Mitmenschen würden in Europa in einer Intensivstation versteckt werden oder als Zirkusnummer durch die Provinz tingeln.

Neben mir sitzt Ajit, ein schmaler Afghane, der nun Gemüse in Brooklyn verkauft. Als der Dicke sich in mein Gesicht drückte, lächelte er verschämt. Jetzt, eine halbe Stunde später, sagt er wie als Entschuldigung für seine heitere Schadenfreude: »*You know what? America is a freak show.*« Das ist ein schlauer Satz, gerade dann, wenn man das Wort »*freak*« in seiner ursprünglichen Bedeutung versteht: Anomalie. Ein *freak of nature* ist eine Laune der Natur. Lauter Launen der Natur, lauter freakige, monströse Widersprüche, die bis jetzt noch jeden Europäer überforderten. Wer hier durchreist, macht eine Bestandsaufnahme. Vom Fassen der Ungetüme keine Spur.

Nehmen wir die 1,2 Milliarden Kilo Menschenspeck. Ich ging in Paris an Bord mit einem gerade erschienenen Buch der amerikanischen Autorin Joan Jacob Brumberg. Titel: *The Body Project*. Darin beschreibt sie den zähen Kampf amerikanischer Teenager, noch magersüchtiger, noch spindeldürrer aufzutreten als alle anderen Spindeldürren. Das Bodybuilding-Studio als BÜßzelle, der Körper als Schlachtfeld, die Seele als ein Hort gnadenloser Selbstjustiz: Ich bin nicht schlank, also bin ich nichts. Nebenbei wird das Land von Cindy Crawford's *Forever slim*-Videos überschwemmt, scheint ein gewaltiger Prozentsatz von Männern und Frauen besessen von Kim-Basinger-Brüsten, lassen sich Millionen Dickhäuter von einer Pharmaindustrie terrorisieren, die auch Todesfälle nicht aufhalten, den Markt mit gesundheitsruinösen Abmagerungs-Tabletten zu versorgen.

Nach dem Ende des Films im Bordkino fällt mir zum ersten Mal auf, dass in amerikanischen Filmen kaum Dicke vorkommen. Klar: Die schönen Schlanken spielen und die Dicken schauen zu.

Bewundernswertes Amerika. Alle Widersprüche scheint es zu schlucken. Denn hier gedeiht das so unbezahlbare Talent, mit dem zufrieden zu sein, was aus einem – irgendwann, irgendwann nach der letzten Diät – geworden ist.

So begreife ich diese Reise durch die Staaten auch als Therapie. Empfehlenswert für alle wie mich, die für die immer vergebende Liebe dem eigenen Leib gegenüber nie begabt genug waren. Die Dicken machen Mut. Ich bin dünn. Als Zwölfjähriger war ich so abgezehrt, dass man mir riet, beim Baden nicht den Besen zu vergessen: als Paravent für mein besendünnes Knochengerüst. Einmal brachten Freunde einen Topf Leuchtfarbe mit. Sie wieherten vor Vergnügen. Ich sollte mich damit anstreichen. So bestünde keine Gefahr, dass andere Badegäste versehentlich in mich hineinrennen. So unsichtbar spitz und mager kam ich daher. Sehnsüchtig fing ich an, auf Dicke zu blicken. Sie hatten alles, was mir fehlte: die Schwere und das Leichte.

Ruhiger Anflug auf New York. Sarkastisch, wie so viele Abendländer, sehe ich zuallererst den Grünspan auf der Freiheitsstatue. Ajit sagt: »Wie schön.« Seit drei Jahren lebt er hier. Nicht mehr im Kugelhagel sein Brot verdienen zu müssen, das muss schön und gut sein. So hat er jetzt Zeit und träumt den amerikanischen Traum. Den Traum, es vom Tellerwäscher, der in einer von Kakerlaken und Ratten verseuchten Küche das grindige Geschirr spült, zum rasanten Leben eines millionenschweren Hotelbesitzers zu bringen.

Habe ich Ajits rudimentäres Englisch richtig verstanden, so liegt in der Nähe seines zweirädrigen Gemüsekarrens eine Filiale der A&P-Lebensmittelkette. Ein Milliardenunternehmen, das von A wie Atlantik bis P wie Pazifik den nordamerikanischen Markt mit Supermärkten überzieht. Irgendwo in dieser Größenordnung scheint auch Ajits amerikanischer Traum angesiedelt. Er sagt den wunderbar blöden Satz, den er gleich bei seiner Ankunft auswendig gelernt hat: »*Winning isn't the most important thing, it's the only.*«

Solide, geniale Hirnwäsche. Lustig, wohltuend und vielversprechend. Weil sie bravourös ablenkt und somit kaum einer auf die Idee kommt, von der amerikanischen Realität zu träumen. Sie ist weit weg vom Traum, so weit

weg wie das Salär des A&P-Vorstandsvorsitzenden vom Dritte-Welt-Lohn der 30 Millionen, die mit *McJobs* ihr Dasein fristen. Das sind all diejenigen »Berufe«, die eine Lehrzeit von fünf Minuten verlangen und – wenn sich der Arbeitgeber an das Gesetz hält – mit knapp über fünf Dollar pro Stunde entlohnt werden. Die Tätigkeiten sind so grausam fad wie die Produkte der Firma McDonald's, die als Namensgeber für die *McJobs* verantwortlich zeichnet.

Amerikaner sind Träumer. Und jeder andere Neuankömmling, der dieses Land betritt, träumt mit. Und trotzig halten sie daran fest. Die Verbissenheit ist in der Verfassung verankert, jeder hat das Recht auf die Jagd nach Glück. So aberwitzig anders die Wirklichkeit auch sein mag, vom Zusammenspinnen riesiger Dollarhaufen wollen sie nicht lassen. Die Einbildung als Placebo. So unverwüstlich wie der liebe Gott und die Trompeten von Jericho.

Siehe Jeremy. Irgendwann nach Grönland waren der Dicke und ich in der Warteschlange vor den Toiletten miteinander ins Gespräch gekommen. Jeremy zeigte sich als sensibler Mensch. Er erinnerte sich an meine im Weg stehende Nase und an die Tatsache, dass er sie mit seinem Hinterteil kurzerhand aus dem Weg geräumt hatte. Er fragte mich freundlich, warum ich nach Amerika käme. Und ich antwortete wahrheitsgemäß: Um durch sein Land zu reisen. Das gefiel ihm: »*If you have a big dream, go for it.*« Auch er sei augenblicklich hinter seinem großen Traum her. In einem Nest in Ohio baue er gerade eine eigene Fernsehstation auf. Hundertvierzehn Kanäle können die Einwohner bereits empfangen. Warum nicht hundertfünfzehn?

Was lernen wir aus Jeremys großem, großem Traum? Dass alle träumen. Auch die nimmermüden Popcornfresser auf ihren Sofas, auch die Mutter, die heute in den *USA Today* steht, weil sie ihre cracksüchtige Tochter über den Haufen schoss. Als die Polizei eintraf, stammelte sie überwältigt: »*We were winners. We had a house, we had a car, we had an American Express Card.*«

Dass in diesem Land ein paar Dutzend Millionen Träume pro Tag abstürzen und dass ein paar Millionen die Abstürze nicht mehr ertragen, da sie die Diskrepanz zwischen Kopfgeburt und tatsächlichem Leben

schlichtweg überfordert, sie also nie *winner*s werden, also immer *loser*s bleiben. Und sich folglich zudröhnen oder zur handlichen Smith & Wesson greifen: All das mindert um nichts meine Faszination für Amerika. Träume haben mich seit je gelangweilt. Nichts scheint sensationeller als geplatze Illusionen und die dahinter verborgene Wirklichkeit.

Ajit gab das Stichwort: Amerika als Monstrositätenkabinett. »*Think big*«, das ist das Lieblingsmantra des *homo americanus*, das Codewort eines außer Rand und Band geratenen Größenwahns. Was nicht *big* ist, hat keine Existenzberechtigung.

Schon bei der Sprache fängt es an. Kommt kein einziger Superlativ in einem Hauptsatz vor, stimmt die ganze Konstruktion nicht. Ein rekordloser Satz ist ein sinnloser Satz. Das amerikanische Hirn reagiert nicht auf Nebensätze. So zögerte der Sprecher der Fernsehnachrichten an Bord einen Augenblick, als der Filmbericht eines Pferderennens eingespielt worden war, bei dem mehrere Traber kollidierten. Die Tatsache, dass sich dabei ein paar Jockeys die Schädel eingerannt hatten, war nicht der Grund der Besorgnis. Erst als ihm aus dem Off signalisiert wurde, dass »es sich um den drittgrößten Reiterunfall der letzten zwei Jahre handelt«, entspannten sich seine Züge. Die Meldung stimmte jetzt, ein Superlativ war gefunden, die Gefahr, dass die Zuschauer schon zur Konkurrenz rüberzappten, um dort eine Sensation verpasst zu bekommen, schien für die nächsten Minuten gebannt.

Um nicht falsch verstanden zu werden: Nichts fürchterlich Mörderisches muss vorkommen, um die amerikanische Psyche zu bewegen. Auch die Bekanntmachung eines Fliegenschisses tut es. Sagen wir, die Veröffentlichung des Vorschusses, den Joan Collins für die Niederlegung ihrer Memoiren von ihrem Verleger erhalten hat. Die Memoiren sind ein Fliegenschiss. Ihr Stil ist ein Fliegenschiss. Nur der Vorschuss ist weltrekordverdächtig, also muss er an die Öffentlichkeit.

Man darf den Amerikanern alles vorwerfen, nur nicht den Mangel an Unterhaltungswert. Wer durch die Staaten zieht, ohne regelmäßig von Lachkrämpfen traktiert zu werden, dem ist nicht zu helfen. Weinerliche Reiseberichte über Nordamerika, geschrieben von ununterbrochen

beleidigten Europäern, gibt es schon genug. Ich habe mir geschworen, mich zu amüsieren. Das wird nicht immer gelingen. Das Heitere wird mich verlassen und ich werde, zerknittert von zuviel Geschmacklosigkeit, anfangen zu schluchzen. Aufrufe zur guten Laune sind eben genauso erfolgreich und flüchtig wie Ermahnungen zur Menschenliebe. Ich weiß es genau: Humor und Wärme werden mich gelegentlich im Stich lassen. Besonders dann, wenn sich die Begegnungen mit den Inhabern vakuumverpackter Kleinhirne häufen. Jeremy sprach es schonungslos aus: »*Too many braindead people in Ohio.*«

Nach diesem Satz habe ich zum ersten Mal in diesem Land schallend gelacht, wenn auch noch Meilen über ihm. Denn Jeremy erzählte von der kleinen Bürgerinitiative in seiner Heimatstadt, die ihm das Leben beim Installieren seines 115. Fernsehkanals schwer mache. Die Hirntoten hätten noch immer nicht begriffen, »dass Vielfalt alles ist«.

Es knallt. Hart schlägt das Fahrwerk der Boeing 767 auf der Piste auf. Heute flog der Copilot nach New York.

IN NEW YORK

Max Frisch fragte einst: »Warum reisen wir? Auch dies, damit wir Menschen begegnen, die nicht meinen, dass sie uns kennen ein für allemal. Damit wir noch einmal erfahren, was uns in diesem Leben möglich ist. Es ist ohnehin schon wenig genug.«

Im achten Stock einer großen Bank, mitten in Manhattan, habe ich eine Verabredung mit Masazumi Nakayama. Vor Jahren studierten wir gemeinsam an der New York University. Jedes Mal, wenn wir uns treffen, hat er meine Schwachstellen wieder vergessen. Bei ihm bin ich neu, er ist gnadenlos japanisch, schlachtet mich sofort mit seiner Großzügigkeit, lässt keinen Augenblick ungenutzt, damit ich das Konto meiner Schuldgefühle ein weiteres Mal überziehe.

Der Vierundvierzigjährige hat einen erstaunlichen Lebenslauf hinter sich. Für ostasiatische Verhältnisse – Stichwort Familienbande und Tradition – geradezu revolutionär. Im Jahr 1982 heiratete er auf Hawaii. Die Eltern blieben fern. Die Schwiegertochter taugte nichts, sagte der Vater, sie habe nichts zu bieten. Masazumi – Freunde dürfen ihn »*pumpkin*« nennen, so kürbisrund ist sein Gesicht – verließ Nagasaki. Allein die physische Nähe des Vaters deprimierte ihn.

Ein paar Monate später brach der nackte Hass aus, kälteste Zeiten nahten: Masazumis Mutter starb, der Vater verbot Masazumis Frau, an der Beerdigung teilzunehmen. Sie stellte Masazumi vor die Alternative: Ich oder die Tote. Masazumi konnte sich ein weiteres Leben nicht vorstellen, ohne beim Begräbnis seiner Mutter anwesend zu sein. Seine Frau verließ ihn. Masazumi saß einen Tag lang heulend neben dem kleinen toten Körper. Er heulte aus mehreren Gründen, nicht zuletzt aus Verachtung für den gnadenlosen Vater.

Im Sommer 1986 bot ihm die Citibank an, in New York zu arbeiten. So kam er nach Amerika. Der Tod seines Vaters, auf den er so lange gewartet hat, interessiert ihn heute nicht mehr. Sein Hass ist müde geworden und der Einsicht gewichen, dass manchen Vätern und Söhnen nicht zu helfen ist.

Natürlich hat Masazumi Zeit für mich, auch während der Geschäftszeiten. In den letzten elf Jahren ist er bis zum *Vice-President* seines Geschäftsbereichs aufgestiegen. Er kümmert sich um die japanische Klientel in den Staaten. Er reist viel und muss jedem Gesprächspartner erfolgreich einreden, dass seine Bank mehr Profit abwirft als die Konkurrenz. Sein Soll für dieses Geschäftsjahr – schlanke 25 Millionen Dollar – haben seine Kunden der Bank bereits überlassen.

»*Greed is good*«, zitiert Masazumi ironisch den Wall-Street-King vergangener Tage, Michael Milken, der im Gefängnis landete und der als bescheidener Mensch die Zelle verließ, um von nun an kleinlaut als Sozialarbeiter mit Vollbart seinen Unterhalt zu verdienen.

»Was ist Glück?« wurde Freud einmal gefragt. Und der damals Dreiundsiebzigjährige antwortete: »Sich einen Kindertraum erfüllen.« Inzwischen weiß auch Masazumi, dass Geldscheffeln kein Kindertraum ist. Die Aussicht, noch zwanzig Jahre lang je 25 Millionen heranschaffen zu müssen, erschreckt ihn. Seit langem muss er die tägliche Angst loswerden, dass ein noch Gerissenerer als er auftaucht, dass es zu viele Banken geben wird, dass die Gegner noch weniger Schlaf brauchen als er selber.

Wir gehen in den *Dealing Room* seiner Bank, er als Vizepräsident darf einen Wildfremden mitbringen. Das ist der Raum, wo gehandelt wird: Aktien, Warengeschäfte, Obligationen. Zweihundert Männer und Frauen vor Hunderten von Bildschirmen, ihre hungrigen Augen pausenlos auf der Suche nach einem Deal. Masazumi stellt mich ein paar seiner Kollegen vor. Das ist glatte Wirtschaftssabotage. Denn die wollen höflich sein und können nicht. So schauen sie in mein Gesicht und schielen gleichzeitig auf den Bildschirm, der unschätzbar hinreißender ist als ein Typ, der keinen Deal verspricht. Denn Sekunden entscheiden hier über Gewinn und Verlust, und der Schauder, diese Momente zu verpassen, peitscht sie zurück an ihre Schreibtische.

Ich vermute, dass sich Masazumi in meiner Nähe wohlfühlt. Jemand, der keine Ahnung von Geld hat, versetzt ihn sicherlich in einen Zustand tiefster Entspannung. Zudem sind Ahnungslose wie ich ein dankbares Publikum. Sie

holen noch Luft und staunen, wenn sie etwas erzählt bekommen, wo Insider nur blasiert mit dem Kopf nicken.

Wir überqueren die Madison Avenue, auf der gegenüberliegenden Seite steht die St. Peter's Church, seltsam geduckt unter einem anderen Wolkenkratzer, der ebenfalls zur Citibank gehört. Im Erdgeschoss gibt es ein hübsches Café, unser Ziel. Neben der Kirche steht ein kaputter Alter, an seinem Gürtel hängt ein Bauchladen voller Bleistifte, händeringend ruft er der vorbeiflutenden Welt zu: »*For the grace of god buy a pencil.*« Ich kaufe einen Bleistift für Masazumi und er beschenkt mich dafür mit einer umwerfenden Geschichte: Bevor die Bank zu bauen anfang, kaufte sie die bereits existierenden Häuser auf. Um sie abreißen zu lassen und Platz zu machen für den Neubau. Nur die Besitzer der Kirche wollten nicht verkaufen. Also kam es zu einer echt amerikanischen Lösung: Die Herren Pfarrer verkauften den »Luftraum« oberhalb der niedrigen Kirche. So steht das Kirchlein jetzt unter dem Teil eines Wolkenkratzers, der erst in 15 Meter Höhe beginnt.

Das ist so eine Story, über die Naive hinterher noch tagelang kichern, von dem Raffinement gerührt, mit dem sie hier wachen Geschäftssinn, das Rentabilitätsprinzip und die Sorge um ihr Seelenheil unter einen Hut bringen. Der Herrgott im Schatten des einzig sichtbaren Gottes, des Geldes: Das ist ein kleiner Geniestreich. Bert Brecht fällt mir ein, erschöpft vermerkte er während seiner Exiljahre in Santa Monica: »Hinter jedem Baum vermutete ich ein Preisschild.« Armer B. B., für seine Phantasmen vom alles versöhnenden Sozialismus war Amerika wahrhaftig der höllischste Platz, den er sich aussuchen konnte.

Wir fahren ins *Hunmura*, ein Restaurant im Süden Manhattans, das feine japanische Küche bietet. Ich weiß bereits im Taxi, dass Masazumi sein Ehrenwort brechen und mich nicht zahlen lassen wird. Aber ich kenne noch nicht den Grund, den er diesmal erfinden wird. Zwei Stunden später stellt sich heraus: Er sei hier bekannt, lauter Japaner, und er verlöre für immer sein Gesicht, wenn er sich von einem Nicht-Japaner einladen ließe.

Der Westen hat Spuren in ihm hinterlassen. Nicht asiatisch scheu, mit Mut zieht er Bilanz, spricht genau das aus, was er seit Jahren fühlt. Ich weiß,

dass er wieder geheiratet hat. Amanda, eine Kolumbianerin. »*A good wife*«, sagt er und fängt an, von seiner Mutlosigkeit zu erzählen: »Wer viel riskiert, der wird viel gewinnen oder viel verlieren. Ein banaler Satz. An der Börse ist das nicht anders als im ganz normalen Leben. Deshalb entscheiden sich so viele für die Ehe, sie ist kein wirkliches Risiko. Deshalb wirft sie am AQ – dem Abenteuer-Quotienten – gemessen, so wenig ab. Schützt aber gleichzeitig vor den Abgründen der Freiheit. ›Freiheit ist ein harter Lehrmeister.« Der Satz ist fürchterlich wahr. Zu hart für die meisten, also entspricht die Temperatur ihres Lebens der ihrer Bereitschaft zum Risiko: lauwarm. Mein Leben ist lauwarm.«

Mit großer Seelenruhe zieht Masazumi die Bilanz seiner eigenen Existenz. Ohne geschwätziges Eitelkeit, ohne Bitte um Verständnis, ohne mildernde Umstände, wie auswendig gelernt beichtet er. »Jeder erfindet sich eine Geschichte«, schreibt Max Frisch, »und die hält er dann für sein Leben.« Bei Masazumi ist es umgekehrt: Er erfindet nichts, er findet nichts Gutes in seiner erfolgreichen Karriere, spürt nur Scham über den Verlust seiner Träume. Die einmal so weit weg waren von der Realität eines Mannes, der jedes Jahr zwölf Monate Zeit hat, um 25 Millionen Umsatz anzuhäufen. Das zuzugeben ist tapfer, sehr tapfer.

Himmlich sakeblau steigen wir in den *Limousine Service*, den das Restaurant für uns bestellt hat. Masazumi scheint jetzt unbetrübt. Die Beichte war wichtig, *the file is closed*. Der Ekel über das amerikanische *rat race* wird weiter an ihm nagen. Reden wird er nicht mehr davon. Ob er über die Kraft verfügt, zu seinen Träumen zurückzukehren, wird er allein entscheiden müssen, mutterseelenallein. »*If you have a goal, you have a problem*«, sagt er zum Abschied. Nun scheint er auf der Suche nach anderen Zielen, nach anderen Problemen. Sinnlicheren, sinnenfroheren.

Norman Mailer notierte einmal begeistert: »Wer nach New York kommt, sieht zuerst einmal nur Frauen. Und was für Frauen.« Das hat der Meister mit der höheren Arroganz derjenigen verkündet, die irgendwann für immer hier leben. Wie recht er hat. Denn so viele Geradegewachsene, so viele große Elegante treten in der Provinz nicht auf. Sie wandern aus, hierher. Die